– Bielefeld, Dortmund, Münster – aus der ehemaligen preußischen Provinz Westfalen in den Blick. Inhaltlich richtet die Verfasserin ihr Augenmerk auf vier Aspekte: die institutionellen und bildungspolitischen Rahmenbedingungen; den normativen Rahmen des Faches Geschichte; die Unterrichtspraxis; die außerunterrichtliche Geschichtskultur. Die schwer zu fassende Unterrichtspraxis rekonstruiert sie aus Schulgeschichtsbüchern sowie Aufsatz- und Prüfungsthemen. In die Analyse der außerunterrichtlichen Geschichtskultur bezieht sie ein weites Spektrum von Phänomenen ein – von in Schulen vorfindbaren Erinnerungsgegenständen oder -medien bis hin zu Erinnerungspraktiken etwa bei Gedenktagen. Ihren methodisch klar konturierten Ansatz arbeitet die Verfasserin systematisch für die drei Zeitphasen ab, wobei als zusätzlicher, nicht genauer erläuterter Aspekt die an den Schulen tätigen Lehrkräfte behandelt werden. Die wichtigsten Befunde der Arbeit: Die politischen Zäsuren bewirken auch Veränderungen der schulischen Geschichtskultur, allerdings mit Verwerfungen. Im Kaiserreich und zugespitzt im Weltkrieg dient diese zuvörderst der „vaterländischen Erziehung", wie es zeitgenössisch heißt, aber auch der konfessionellen und lokalen Identitätsbildung. Die Weimarer Zeit steht im Zeichen der Niederlage; „Volkstumspflege" wird zum neuen Leitkonzept mit hoher Integrationswirkung. Im Nationalsozialismus schließlich werden Feiern, nun aber auch Film und Rundfunk den nationalsozialistischen Erziehungszielen dienstbar gemacht. Es handelt sich dabei um keine ganz neuen Erkenntnisse, sie werden aber im Detail prononcierter herausgearbeitet, als dies bislang der Fall war. Was in der präzise resümierenden Schlussbetrachtung fehlt, ist eine erneute methodische Reflexion über die Frage der möglichen lokalen und regionalen Varianzen zwischen unterschiedlichen preußischen Provinzen oder gar anderen Gebieten des Reichs – mithin über die Reichweite und Repräsentativität der Ergebnisse. (MS)

Die Erforschung der Geschichte der eigenen Disziplin bedarf eigentlich keiner besonderen Legitimation – umso bemerkenswerter ist, dass eine solche historische Studie mit der klaren Absicht konzipiert wird, die früheren Entwicklungen explizit mit dem heutigen Stand zu vergleichen und aus der Geschichte für heute zu lernen. Dies ist das Ziel der vorliegenden Habilitationsschrift[82] – und, dies sei vorweg genommen, die Umsetzung kann nur bedingt überzeugen. *Sven Pflefka* untersucht in seinen beiden historischen Hauptteilen das geschichtsdidaktische Denken im späten Kaiserreich und in der Weimarer Republik, wobei ihn insbesondere die Bedeutung nationaler und transnationaler Kategorien interessiert. Grundlage der Analyse einer Wissenschaft, die als eigenständige, organisierte Disziplin ja noch gar nicht existierte, sind die zeitgenössischen Publikationen in Zeitschriften und Büchern – insgesamt ein breites Spektrum, wobei es allerdings schade ist, dass nicht darüber nachgedacht wurde, ob möglicherweise auch Nachlässe oder andere Archivalien hätten einbezogen werden können. Im Mittelpunkt stehen zum einen die schon häufiger untersuchte, 1911 gegründete Zeitschrift „Vergangenheit und Gegenwart" (deren gymnasiale Schlagseite eingangs kritisch diskutiert wird), zum anderen einige ausgewählte Theoretiker wie Theodor Litt, Carl Heinrich Becker, Eduard Spranger und Erich Weniger. Wie genau der methodische Umgang mit den so ermittelten Beiträgen ist, wird nicht erläutert. Die einzelnen Analysen ergeben interessante Erkenntnisse, so etwa, dass die Autoren im Kaiserreich nicht nur durch politische Vorgaben, z. B. Forderungen Kaiser Wilhelms, sondern auch durch Einflüsse der Wirtschaft in ihrem

82 *Sven Pflefka*: Zwischen nationaler Gewissheit und transnationalen Hoffnungen. Geschichtsdidaktisches Denken dies- und jenseits der nationalen Kategorie in der Spätphase des Wilhelminischen Kaiserreiches und in der Weimarer Republik (Schriften zur Geschichtsdidaktik, Bd. 27). Idstein: Schulz-Kirchner 2011. 467 S. € 44,99.

Denken beeinflusst wurden, die die damalige gymnasiale Ausbildung als unzeitgemäß kritisierten. Die festgestellte Dominanz nationalen Denkens gegenüber transnationalen und kulturgeschichtlichen Überlegungen ist dagegen nicht wirklich überraschend. Ähnlich sehen die Ergebnisse für die Weimarer Republik aus: Zwar waren die Diskussionen nach 1918 vielfältiger, wie sich z. B. an Siegfried Kawerau zeigte, die Kontinuitäten im Denken der „Didaktiker" aber überwogen; zu Recht stellt Pflefka fest, dass Demokratie gegenüber der Nation „ein untergeordneter Wert" (S. 323) war, ähnlich wie Transnationalität, da unterschieden sich die Didaktiker nicht grundsätzlich von den Historikern. Von „transnationalen Hoffnungen", wie im Titel angesprochen, war nur bei wenigen die Rede. Die Verbindungslinien, die Pflefka dann im letzten Kapitel („Zwischen Kaiserreich und Berliner Republik") zieht, erscheinen gegenüber der soliden Herausarbeitung geschichtsdidaktischer Diskurse des ersten Jahrhundertdrittels bemüht; eine kritische Haltung zu Identitätsstiftungen oder eine stärkere globale Orientierung des Unterrichts haben schon viele Geschichtsdidaktiker vor ihm, auch ohne den Rückgriff auf die Disziplingeschichte, überzeugend begründet. Da führen seine Überlegungen nicht über den Stand der Forschung hinaus. Problematisch wird es, wenn der Autor für den von ihm favorisierten transnational ausgerichteten Unterricht vorschlägt: „Hier können die Schüler auch, sofern es die Klassensituation erlaubt, in ihrer ethischen (gemeint ist in diesem Kontext wohl: ethnischen, DvR) Vielfalt angesprochen und nach ‚ihrer' Geschichte befragt werden." (S. 379) Die Gefahr der Stigmatisierung ist hier ganz offensichtlich. (DvR)

Dass aktuell über 80.000 Schülerinnen und Schüler in Deutschland an Waldorfschulen unterrichtet werden, rechtfertigt allein schon eine Analyse des Geschichtsunterrichts an diesen Schulen, zumal, wie der Autor der vorliegenden Studie *Markus Michael Zech*[83] richtig bemerkt, dies die einzige Alternative zum staatlichen Regelschulwesen darstellt, was sowohl aus pädagogischer wie auch aus fachdidaktischer Perspektive zu reizvollen Vergleichen einlädt. Umso bemerkenswerter ist, dass bislang kaum wissenschaftliche Literatur hierüber existiert – und wenn es Autoren gab, die sich hiermit befassten, so waren es meist Selbstdarstellungen von Insidern aus der „Waldorfszene", die sich mit ihrer eigenen Schulform bzw. ihrem eigenen Unterrichtsfach befassten. Dies ist auch bei dem vorliegenden Buch, einer Göttinger Dissertation, der Fall – was es allerdings von vielen anderen Veröffentlichungen unterscheidet ist die Tatsache, dass der Autor mit dieser Voraussetzung sehr offen, transparent und selbstkritisch umgeht, so dass der Leser jederzeit die Gelegenheit hat, mit den Darstellungen und Wertungen des Autors (er nennt das z. T. „Autointerpretation") kritisch umzugehen. Zech geht es in seiner Arbeit darum, zum einen die Entwicklung des Konzepts von Geschichtsunterricht an Waldorfschulen aus ihrer Entwicklung seit Rudolf Steiner aufzuzeigen, zum anderen, den heutigen Stand mit aktuellen geschichtsdidaktischen Diskursen zu vergleichen, wobei im Mittelpunkt die Kompetenzdebatte, der Begriff Geschichtsbewusstsein sowie die Debatten um eine weltgeschichtliche Erweiterung des Geschichtsunterrichts stehen, letzteres wegen des besonderen inhaltlichen Profils des Waldorf-Geschichtsunterrichts. Allerdings ist eine solche Analyse nicht ganz einfach, weil es im Waldorf-Schulsystem keinen festen, verbindlichen Lehrplan gibt, den man als normative Vorgabe von Unterricht analysieren könnte, den einzelnen Lehrkräften vielmehr große Freiräume gewährt wer-

83 *Markus Michael Zech*: Der Geschichtsunterricht an Waldorfschulen. Genese und Umsetzung des Konzepts vor dem Hintergrund des aktuellen geschichtsdidaktischen Diskurses (Kulturwissenschaftliche Beiträge der Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft, Bd. 8). Frankfurt am Main: Lang 2012. 394 S. € 51,95.